

die nicht einzeln hätten bleiben sollen, die aber durch Scheidung oder Trennung ihrer Eltern geschwisterlos geblieben sind.

Immer mehr Kinder haben Mühe, sich in ihrer momentanen Familienkonstellation zu positionieren. Sind sie noch Einzelkinder, wenn sie Halbbrüder oder Halbschwestern haben, die nicht mit ihnen zusammenwohnen? Und welchen Stellenwert räumen sie jenen Kindern ein, die zwar nicht mit ihnen verwandt sind, aber im gleichen Haushalt leben?

Einzelkinder finden sich plötzlich in engem Kontakt mit anderen Kindern, wie beispielsweise neu hinzukommenden Geschwistern. Erfolg oder Misserfolg eines solchen erzwungenen Zusammenlebens sind natürlich von verschiedenen Variablen abhängig: vom Alter und Geschlecht der anderen Kinder beispielsweise und vom Ausmass der Eifersucht auf den neuen Partner des geschiedenen oder getrennten Elternteils. Wie kann man sich da zurechtfinden? Wenn das Einzelkind bisher deutlich als das Einzelkind eines Paares wahrgenommen wurde, muss es nun – in seiner neuen Familie – genauer definiert werden als das Einzelkind der Frau oder des Mannes. Anstatt von Einzelkindern zu sprechen, sollte man in diesem Fall eher von den Kindern eines einzelnen Vaters oder einer einzelnen Mutter sprechen.

«Das Kind des anderen»

Im Falle einer Trennung, wenn es einem verlassenen und deprimierten oder mit einer neuen Liebe beschäftigten Elternteil gegenübersteht, muss das Einzelkind die Last der neuen Familienzusammensetzung allein tragen. Das Kind, das schon da ist (ob Einzelkind oder nicht), wird dann als Kind des anderen (oder besser gesagt: einer oder eines anderen) betrachtet, als der lebendige Zeuge einer Vergangenheit, die man hasst oder die einem gleichgültig ist.

Der getrennte Elternteil (meistens die Mutter) hat mit seinem Kind gemeinsame Erinnerungen. Der neue Elternteil kann immer ein heimliches Einverständnis vermuten, das für ihn nachteilig ist und daher eine gewisse Eifersucht auf das Paar Mutter-Kind bewirken kann.

Vor diesem Hintergrund ist ein einfaches Bild des Einzelkindes nicht mehr möglich, vielmehr sind differenzierte Beschreibungen von Einzelkindern gefragt.

Die Einzelkindfrage konzentriert sich immer mehr darauf, ob das Kind das Gefühl hat, einer Gemeinschaft von Altersgleichen anzugehören oder nicht. Bei wesentlich älteren Geschwistern besitzt das jüngere alle Eigenschaften eines Einzelkindes; dagegen hat ein Kind ohne «richtige» Geschwister, das aber im Rahmen einer neugegründeten Familie eng mit anderen Kindern zusammenlebt, nichts mehr von einem «klassischen» Einzelkind.

Verallgemeinernde Vorstellungen vom Einzelkind haben immer weniger Gewicht und sind jedenfalls nicht mehr so stereotyp wie früher. Die Einschätzung hängt von der persönlichen Erfahrung des einzelnen ab. Die Eltern von Einzelkindern werden für Menschen, die die Zukunft ihrer eigenen Kinder mit Pessimismus betrachten, als weise und vorsichtig gelten; andere werden ihnen gegenüber die üblichen Vorurteile behalten. Steigt das finanzielle Niveau der Familie, werden das Einzelkind und seine Eltern noch deutlich wohlwollender betrachtet.

Man kann jedoch nicht von einem Verschwinden der Stereotypen über das Einzelkind reden. Vorurteile bleiben bestehen, aber

es gibt darüber keinen so breiten Konsens mehr wie früher. Die Eltern von Einzelkindern werden nicht mehr automatisch verdächtigt, sie seien egoistisch und es mangle ihnen an Verantwortungsbewusstsein; höchsten denkt man manchmal, dass es für ein Kind etwas traurig ist, keine Geschwister zu haben, mit denen es spielen oder Geheimnisse teilen kann. ■

Daniel Gayet, lic. phil., Autor von «Modèles éducatifs et relations pédagogiques», Verlag Armand Colin, unterrichtet Psychopädagogik am IUFM in Etolles. Der Artikel wurde übernommen aus: «Revue l'école des parents» 11/95, 5, impasse Bon-Secours, 75543 Paris Cedex 11. Übersetzt wurde der Artikel von Yvonne Gmür.

EINZELKINDER, GESCHWISTER: WIRKLICH EIN GEGENSATZ?

■ Christian Urech

Es ist eine Tatsache, dass immer mehr Kinder Einzelkinder sind. Muss uns das beunruhigen? Einzelkinder seien zumindest der erheblichen Gefahr ausgesetzt, egozentrisch, verantwortungslos und kontaktarm zu werden, behauptet etwa Ulrich Beer in seinem Buch «Die Einzelkindgesellschaft», dem er als Untertitel die rethorische Frage «Auf dem Weg zum kollektiven Egoismus?» beigefügt hat. Andererseits gelten Einzelkinder als sprachgewandt, kreativ und kritisch. Im Schnitt hätten sie oft bessere Schulleistungen und würden häufiger als Geschwisterkinder die Matur machen und studieren.

Sie hätten ein stabileres Selbstwertgefühl und eine bessere Fähigkeit zum nichtrivalisierenden Teamwork – weil sie nie gezwungen waren, sich mit Geschwistern um die Liebe der Eltern zu balgen. Was stimmt denn nun? Sind Einzelkinder Egomanen, ideale Mitmenschen, soziale Krüppel oder potentielle Genies?

Das Nachdenken über Geschwister oder eben Einzelkinder scheint zur Mythenbildung herauszufordern. Bücher über Geschwisterkonstellationen und die Wirkungen des Geburtsrangplatzes erinnern manchmal an astrologische Ratgeber. Auf einen einfachen Nenner gebracht, heisst es da etwa: Erstgeborene sind «Direktoren», die Mittleren «Diplomaten» und die Nesthäkchen «Verkäufer». Und die Einzelkinder eben die «klei-

Wenn aus Kostengründen Einrichtungen der familienexternen Kinderbetreuung «eingespart» werden sollen, so müsste uns das beunruhigen und nicht die Zunahme der Einzelkindfamilien

nen Prinzen» oder «Prinzessinnen», die alle Aufmerksamkeit und Zuwendung, aber auch alle Wünsche und Träume von Eltern und Grosseltern auf sich vereinen. Mythen oder Wahrheiten?

Natürlich spielt es eine Rolle, ob man Geschwister hat oder nicht, und auch die Geburtenfolge ist nicht bedeutungslos. Fragwürdig sind bloss die verallgemeinernden, rezeptartigen Deutungen dieser Tatsachen. Denn sie sind bei weitem nicht die einzigen und auch nicht die wichtigsten Faktoren, die die Lebensqualität von Kindern und Jugendlichen bestimmen. Dazu kommt, dass jede Position – als Einzel- oder Geschwisterkind, als Erstgeborenes, Sandwichkind oder Nesthäkchen – ihre potentiellen Vor- und Nachteile hat, die ausgeglichen oder verschärft und verstärkt werden können.

Es ist bezeichnend, dass häufig Eltern, die selbst mehrere Geschwister hatten, das Loblied des Einzelkinddaseins singen. Und dass als Einzelkinder aufgewachsene Mütter oder Väter unbedingt mehrere Kinder wollen. So eindeutig scheint das mit den Vor- und Nachteilen also offensichtlich nicht zu sein.

Ein künstlicher Gegensatz

Natürlich: Eltern können im Durchschnitt einem einzelnen Kind aus rein zeitökonomischen Gründen mehr Aufmerksamkeit schenken als mehreren Kindern (obwohl betont werden muss, dass auch Einzelkinder nicht davor gefeiert sind, vernachlässigt zu werden). Das kann von Vorteil sein – das Kind wird gefördert und muss die Zuwendung der Eltern nicht mit den Geschwistern teilen. Es entwickelt auf dieser Basis ein gesundes, vielleicht aber auch unrealistisch übertriebenes Selbstwertgefühl (wenn die stolzen Eltern es unkritisch überschätzen und vor kritischen Zusammenstössen mit der Realität bewahren), oder es wird, im Fall der Überbehütung, unselbständig und unsicher. Auch dass Einzelkinder sozusagen der «geballten Ladung» elterlicher Pädagogik ausgesetzt sind, ist eine Angelegenheit, die sich so oder so auswirken kann. Im ungünstigsten Fall verbringen sie ihre Kindheit fast

ausschliesslich mit Erwachsenen. Wenn die Eltern dazu neigen, eigene unerfüllte Wünsche auf das Kind als einzigen «Hoffnungsträger» zu übertragen, kann es überfordert und in eine Richtung gedrängt werden, die ihm nicht entspricht – weit stärker, als wenn sich die Last elterlicher Projektionen auf mehrere Kinder verteilt. Es kann also durchaus sein, dass Einzelkinder überbehütet und zu sehr umsorgt werden, stark, oft ausschliesslich auf die Eltern bezogen und mit hohen emotionalen Erwartungen befrachtet sind, die zugleich selbständige Aussenkontakte erschweren – ein Schicksal, das sie allerdings in vielen Fällen mit Geschwisterkindern teilen, jüngsten Geschwistern etwa, die in einem grösseren Zeitraum nach ihren Brüdern und/oder Schwestern auf die Welt gekommen sind, oder auch Erstgeborene, die genau betrachtet ja auch eine kürzere oder längere Zeit als «Einzelkinder» aufwachsen. Deshalb zu behaupten, Einzelkinder seien unglückliche (oder auf der anderen Seite: besonders privilegierte) Wesen, ist aber nicht nur unhaltbar, sondern geradezu absurd.

Vor allem, weil die Gegenprobe (Geschwisterkinder sind besonders glückliche oder besonders bedauernswerte Geschöpfe) ja auch nicht stimmen kann. Viele Geschwisterkinder sagen im Rückblick, zu gern hätten sie Vater oder Mutter mal für sich allein gehabt und zu oft hätten sie unter dem Gefühl gelitten, um des oder der anderen willen zurückstecken zu müssen. Dafür haben sie es wahrscheinlich genossen, elterlichen Massnahmen durch Geschwistersolidarität entgehen oder doch wenigstens mit Bruder oder Schwester gemeinsam über die «blöden» Erwachsenen schimpfen zu können – falls die Geschwisterbeziehung positiv war. Sie ist schliesslich eine Zwangsgemeinschaft, die jede Menge Zündstoff für Rivalitäten und Konflikte in sich birgt. «Ich habe ständig im Schatten meiner hübschen und erfolgreichen Schwester gestanden.» – «Ewig musste ich die Dummheiten ausbügeln, die mein kleiner Bruder gemacht hat» – wer kennt nicht solche «Lebensleitlinien» schon längst Erwachsener?

Dass Geschwisterbeziehungen problematisch sein können, muss also weiss Gott nicht betont werden. «Geschwister erscheinen uns auch heute noch besonders interessant und finden in der breiten Öffentlichkeit Beachtung, wenn sie uns mit Innigkeit und Intimität, aber auch mit Hass, Verachtung und Feindseligkeit konfrontieren: Es vergeht, bei aufmerksamem Lesen, kaum ein Tag, an dem nicht in der Boulevardpresse ein besonders auffälliges, interessantes, aus dem Alltag herausragendes Geschwisterpaar mehr oder weniger ausführlich Erwähnung findet», schreibt Hartmut Kasten. Horst Petri, Autor und Psychoanalytiker, schrieb extra ein Buch, das den Anspruch hat, die bisherigen Theorien der Geschwisterbeziehung «erheblich zu korrigieren» und die positiven Kräfte, die wichtigen sozialen und psycho-

logisch stützenden Seiten der Geschwisterliebe zu erschliessen («Geschwister – Liebe und Rivalität», Kreuz-Verlag 1994).

In einem umfangreichen, aber sehr spannend zu lesenden Buch ist die amerikanische Autorin Francine Klagsbrun den vielfältigen Facetten von Geschwisterbeziehungen nachgegangen, hat das Gemeinsame und Trennende von Geschwisterrollen untersucht und ist den «wunden Punkten» im Verhältnis zwischen Geschwistern nachgegangen («Der Geschwisterkomplex. Ein Leben lang Liebe, Hass, Rivalität und Versöhnung»). Das Buch kommt zu vielen und interessanten Ergebnissen, zeigt vor allem aber auch, dass Geschwisterbeziehungen mit vereinfachenden Formeln nicht zu erfassen sind, und dass die Lebensqualität von Menschen nie durch einzelne Ursachen bedingt wird.

Typisch Einzelkind – das Ende eines Vorurteils?

Unter diesem Titel (allerdings ohne Fragezeichen) ist 1993 ein sehr informatives und spannendes Buch als Taschenbuch erschienen. Die Hamburger Journalistin und freie Autorin Marion Rollin untersucht darin unter anderem, wie Einzelkinder zu ihrem schlechten «Psycho-Image» gekommen sind: «Natürlich stecken uralte Familienvorstellungen der Gesellschaft dahinter: Kinder sind ihr Reichtum, ihre künftigen Arbeitskräfte, die Versorger der Alten, die Verteidiger der nationalen Grenzen. Auch die Kirche trug ihr erhebliches Schärfelein bei und setzte Massstäbe für eine Moral, die bis in die Schlafzimmer der Eheleute drang: “Seid fruchtbar und mehret euch!” Sexualität nur zum Zwecke der Zeugung! Verhütung hat Gott nicht gewollt! Welche Paare kein Kind oder nur eins hatten, mussten also verbotene Liebesspiele getrieben haben, es sei denn, sie wären unfruchtbar – eine Strafe Gottes. Dass Einzelkinder bei solchen ethischen Grundsätzen zum Sündenbock wurden, ist leicht vorstellbar. Doch – und das ist das Ärgerliche und Erstaunliche zugleich – auch die Wissenschaftler haben sich hergegeben, die bestehenden Vorurteile zu vertiefen und ihnen die akademische Weihe zu geben. Auch sie hatten die Einzelkinder auf dem Kieker. (...) Verblüffend dabei ist die Erkenntnis, in welchem Ausmass Wissenschaft die Politik bedient und wie die Untersuchungsergebnisse von Störfaktoren – von der Person des Forschers, seiner Familiensituation, seinem sozialen Umfeld, der Zeit, in der er wirkte – in eine bestimmte Richtung gelenkt wurden.»

Das Nachdenken über Geschwister oder eben Einzelkinder scheint zur Mythenbildung herauszufordern.

So gilt das Einzelkind zunächst, etwa bei Alfred Adler, als «armes Kind». Der Erlanger Psychologieprofessor Walter Toman bezeichnete die Ein-Kind-Familie gar als «milde Form einer gestörten Familie», und noch im September 1989 verkündete der Bundesverband der Kinderärzte Deutschlands, dass die immer weiter verbreitete Ein-Kind-Familie die Ursache für eine deutliche Zunahme von psychischen Erkrankungen bei Kindern sei. Es gibt allerdings auch die Gegenbewegung hin zum positiven Vorurteil, die betont, dass das Einzelkind das «bessere», das «tolle» (intelligenter, sozialere, aktivere) Kind sei. «Jeder Astronaut ist ein Einzelkind», stellten amerikanische Forscher fest und leiteten damit die Wendung zum Gegenmythos ein.

Solch akademisches Entweder-Oder mochten die Psychiaterin Cécile Ernst und der Psychiater Jules Angst aus Zürich nicht mehr mitmachen. Sie fanden eine dritte Variante heraus, nach der die Geschwisterkonstellationen mit einem Mal überhaupt keinen Einfluss mehr haben soll. Entscheidend, so ihre These, seien allein die Qualität der Beziehungen innerhalb der Familie und die soziale Schicht, aus der sie komme.

Rollins im Buch vertretene Überzeugung: Einzelkinder passen in kein Klischee. Das wird im zweiten und dritten Teil des Buches gezeigt, in denen es nicht um vorgebliche Eigenschaften, sondern um Erfahrungen von Einzelkindern geht. Zunächst kommen Kinder selbst zu Wort: Schülerinnen und Schüler im Alter von zwölf und dreizehn Jahren eines Gymnasiums in Hamburg haben notiert, was ihnen spontan zu den Vor- und Nachteilen ihrer Lebenssituation in den Sinn gekommen ist. Dann wird Autobiographisches von berühmten Einzelkindern zusammengetragen: unter anderem von Jean-Paul Sartre und Charles Baudelaire, von Rainer Maria Rilke und Hans Christian Andersen, von Erich Kästner, Peter Handke, Elfriede Jelinek, Hans Dietrich Genscher und Elvis Presley. Dabei kommen verschiedenste Aspekte des Einzelkinddaseins zur Sprache wie Leistung und Erfolg, Bindung an und Loslösung von den Eltern und für die Sozialisation wichtige Erfahrungen in der Gruppe. Das Bild, das sich aus diesem Puzzle unterschiedlichster Antworten und Lebenswege zusammenfügt, ist kunterbunt. «Einzelkinder sind genauso glücklich und verzweifelt, kontaktfreudig oder einsam wie andere Kinder», schliesst Rollin, «Einzelkinder sind also nicht anders, aber sie wachsen anders auf als Kinder mit Brüdern und Schwestern. Sie müssen schon früh rausgehen, um sich ihre Freunde zu suchen, und kommen doch gut mit sich zurecht.»

Auch Geschwisterkinder können Einzelkinder sein

Der einheitliche Begriff «Familie» bezeichnet im einzelnen sehr vielfältige Formen des

Zusammenlebens. Von der älteren Form her gibt es die «ideale Familie» nicht. Geschwisterbeziehungen können auch solche zwischen Halb- und Stiefgeschwistern sein und sind nicht abhängig von dem Kriterium der Blutsverwandtschaft. Im Grunde ist der Antagonismus zwischen Einzelkindern und Geschwisterkindern ein Konstrukt, ein Abstraktum, dem im alltäglichen Leben eine Vielgestalt möglicher geschwisterlicher Beziehungen entspricht. Sogenannte Einzelkinder, die schon früh viele Kontaktmöglichkeiten mit Gleichaltrigen haben, empfinden sich unter Umständen weniger «einzeln» als Geschwisterkinder in isolierten Kleinfamilien, etwa bei einem grösseren Altersabstand zwischen den Geschwistern.

Das Problem wird im Kern also weniger durch die Frage «Einzelkinder oder Geschwisterkinder» getroffen als durch jene nach der Kindesvereinzelnung überhaupt. Gleichaltrige spielen eine wichtige Rolle bei der Sozialisation und Enkulturation des Kindes. Diese Gleichaltrigenkontakte werden heute auf vielfältige Weise behindert, können aber auch entsprechend gefördert werden. Wenn die einzelnen Familien kleiner werden und das Zusammenleben von Kindern auf selbstverständliche Weise nicht mehr zustandekommt – was für Einzelkinder wie für Geschwisterkinder gilt –, werden Orte wichtig, wo die benötigten Kontakte, soziale Anregungen und kommunikative Chancen angeboten werden: Formen familienexterner Kinderbetreuung wie Kindergartenplätze, Elterninitiativen und -gemeinschaften, Mittagstische, Kinderläden, -horte und -tagesstätten. Durch solche Einrichtungen werden nicht nur die Eltern entlastet, sondern auch die Kinder aus ihrer Isolation befreit. Denn eines ist sicher: Kinder brauchen die erwähnten Kontakte als Ergänzung einer einseitigen Elternprägung wie das tägliche Brot. Wenn aus Kostengründen Einrichtungen der familienexternen Kinderbetreuung «eingespart» werden sollen, so müsste uns *das* beunruhigen und nicht die Zunahme der Einzelkindfamilien, die im Rahmen unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung ohnehin fast zwangsläufig geschieht.

Daneben spielen natürlich auch weitergehende Faktoren für die Kindesvereinzelnung eine wichtige, aber leider nicht so leicht zu behobende Rolle: Die Dominanz des Verkehrs in unseren zunehmend kinderfeindlicher werdenden Lebensräumen ist nur ein Stichwort in diesem Zusammenhang. In unserem letzten Heft haben wir ausführlich auf die Bedeutung des freien Spiels für die Entwicklung des Kindes hingewiesen und gezeigt, was passiert, wenn solche Spielmöglichkeiten immer mehr eingeschränkt werden («pro juventute-Thema» 1-96, «Power of Play»).

Es sind also nicht nur individuelle, sondern auch vielfältige strukturelle Faktoren, die darüber entscheiden, ob sich ein Kind

Es sind also nicht nur individuelle, sondern auch vielfältige strukturelle Faktoren, die darüber entscheiden, ob sich ein Kind sozial «gesund» entwickeln kann.

sozial «gesund» entwickeln kann. Natürlich ist auch das Bewusstsein der Eltern über die Bedeutung von Kontakten ihrer Kinder mit anderen Kindern wichtig. Das können, müssen aber nicht die leiblichen Geschwister sein. Ebensovichtig ist, dass die Eltern sich selbst sozial eingebettet und «wohl» fühlen – der beste Weg zu verhindern, dass sie eigene Wünsche und Defizite zu sehr auf ihr Kind – oder ihre Kinder! – projizieren und diese damit überfordern.

Dass sich Geschwisterneid bei der Geburt eines auch nur wenig jüngeren Geschwisters unter «normalen» Umständen nicht zur pathologischen Eifersucht steigern muss, betont der Psychotherapeut und Buchautor Horst Petri in seinem Buch. Unter normalen Umständen heisst: die Eltern lassen das ältere Geschwister an der Umsorgung des Säuglings teilhaben und lassen es später nicht zu ungerechten Bevorzungen eines Geschwisters kommen. Entsprechendes lässt sich in bezug auf das Einzelkind sagen: Wenn die Eltern es als eigenständige Person respektieren, sich immer wieder auf seine Situation beziehen und es nicht über Gebühr mit Erwartungen «zudecken», ist die Gefahr, dass es sich zu einem kontaktfarmen Egoisten, einem unglücklichen Genie oder einem verantwortungslosen sozialen Krüppel entwickelt, nicht grösser als bei irgendeinem Geschwisterkind. ■

Bibliographische Angaben zu den erwähnten Büchern finden Sie auf Seite 40.